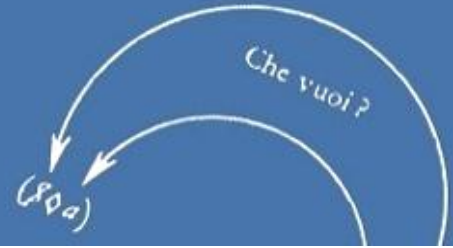


Che vuoi ?

05 / 2009

Kurier des Lacan Seminars Zürich



Inhalt

Mitteilung.....	2
Programmatisches zum Sommersemester 2010	2
Veranstaltungen.....	3
Was ist heute ein Patient? Was macht heute ein Psychoanalytiker?.....	3
Topologie des Buchstabens und Grammatik des Triebes.....	3
Interna.....	4
Zum Verhältnis Lacan-Seminar — PSZ	4
Medienschau.....	5
Hat eine Psychoanalyse Nebenwirkungen?	5
In den Menschen wie in Bildern lesen	6
Aufruhr in der Zürcher Klinik Burghölzli.....	9
Die Vermessung der Seele	10
Jürgen Habermas oder Das Versprechen der Vernunft.....	12
Buchbesprechungen / Rezensionen.....	16
Wie die Psychoanalyse zur neuen Religion wurde	16
Zurück zu den Mythen	18
Die Therapie als Zigarette für alle	19
Und der Mensch trägt doch die Krone.....	21
Links.....	23

Mitteilung

Programmatisches zum Sommersemester 2010

Anlässlich seiner Sitzung Ende August hat sich der Vorstand Gedanken gemacht über die Planung und thematische Ausrichtung des Sommersemesters 2010. Allgemein wurde der Wunsch geäußert, man möge für diese Zeit wieder ein Thema vorgeben, an dem sich die Veranstaltungen, vorwiegend die Workshops und eventuell einzelne Kurse und Vorträge, daran orientieren. Zwei Ideen blieben schliesslich stehen: die eine zentrierte sich um das Gedächtnis, die andere um die einzelnen Partialtriebe, wobei insbesondere die Oralität akzentuiert wurde. Der Vorstand wollte die Sache nicht entscheiden, sondern sie vielmehr den anderen Mitgliedern zur Diskussion präsentieren — was hiermit geschieht.

Das Gedächtnis empfiehlt sich darum als Thema, weil Freud seit seinen Anfängen Bedeutsames dazu geschrieben hat, man denke nur an den berühmten Brief vom 6. Dezember 1896, in dem er von den Niederschriften des Gedächtnisses schrieb, oder an seine Arbeit „Notizen über den Wunderblock“, die heute mit „Notizen über den Computer“ zu ergänzen wären. Diesem Thema ist auch die Kontroverse über die Auffassung dessen, was Schrift ist, inhärent, eine Debatte, die zwischen Derrida und Lacan geführt wurde und grosse Wellen warf. Es geht dabei auch um die Frage des Primats der mündlichen Sprache oder der Schrift.

Die Oralität als Thema hat bestimmt die Originalität für sich. In der Entwicklungspsychologie ist sie lediglich die erste — und daher primitive — Triebstufe. Anders präsentiert sie sich, wenn sie struktural gesehen wird. Erst dann zeigt sich die Reichhaltigkeit der Oralität, etwa in der Nahrungindustrie, aber auch ihre Doppelgesichtigkeit, ist sie doch nicht nur mit der Nahrung verbunden, sondern auch mit dem Sprechen. Das gibt ihr auch eine hohe klinische Relevanz: Anorexie und Bulimie sind Formen der Pathologie, die in unserer Gesellschaft weit verbreitet sind.

Natürlich können auch andere Themen vorgeschlagen werden, jedoch besteht die Gefahr, dass dann eine Anzahl von Vorschlägen nebeneinander bestehen und es kaum möglich ist, sie zu gewichten. Deshalb die Bitte, sich in erster Linie zu den beiden hier skizzierten Vorschlägen zu äussern. Aber wenn jemand sich dafür stark machen möchte, eine ganz andere Idee zu präsentieren, soll er bzw. sie das tun! Es ist ja auch möglich, zu versuchen, an der nächsten Mitgliederversammlung im November die Kolleginnen und Kollegen dafür zu gewinnen.

Mitte September

Peter Widmer

Veranstaltungen

Was ist heute ein Patient? Was macht heute ein Psychoanalytiker?

Samstag, 24.10.2009, 09-17.30 Uhr,

Ort der Veranstaltung: Unitobler, Vorlesungssaal Nr. F021, Lerchenweg 36, 3012 Bern

Zweisprachige internationale Tagung, veranstaltet vom Verein „Psychoanalyse am Werk“, Bern/Schweiz.

Vortragende: Geneviève Zimmermann-Seydoux, Bern, Wilhelm Genazino, Frankfurt, Roland Chemama, Paris, Liliane Schaffner, Bern, Christian Kläui, Basel, Olaf Knellesen, Zürich, Kathleen Bühler, Bern, Christine Borer, Zürich, Isabelle Duss Oehninger, Bern, Stéphane Thibierge, Paris, Christoph Zimmermann, Bern, Michael Thurnheim, Paris, Martin Kuster, Zürich

Anmeldung und Weitere Informationen: www.psychanalyseamwerk.ch „Veranstaltungen“

Kosten: 120.-- CHF bei Anmeldung vor dem 15. August 2009
150.-- CHF bei späterer Anmeldung oder Tageskasse (sofern Plätze frei)

Topologie des Buchstabens und Grammatik des Triebes

Workshop mit André Michels, Luxemburg

Die Topologie des Buchstabens führt bei Lacan, ähnlich wie bei Wittgenstein, zu einer grammatischen Wende, die der Logik des Signifikanten bzw. des Phantasmas eine andere, textuelle, Grundlage verleiht. Diesen Weg Lacans möchte ich nach-denken, im Hinblick auf Freuds Trieblehre, und diese als Grammatik des Triebes deuten.

Freitag, 8. Januar 2010, 20.30 Uhr

Samstag, 9. Januar 2010, 10 – 17 Uhr

Zentrum Karl der Grosse, Kirchgasse 14, 8001 Zürich

Anmeldung bis Ende 2009 bei Peter Widmer Tel. 056 222 95 83 (privat)
Tel. 044 251 13 89 (Praxis)
oder widmer.peter@gmail.com

Kosten: Fr. 140.–; Mitglieder und Studierende: Fr. 80.–
Wer nur am Freitag Abend teilnimmt, bezahlt die Hälfte

Ausblick über weitere Veranstaltungen

22. Januar 2010 spricht Benno Wirz im Lacan Seminar über das Dunkle in der Philosophie. Näheres demnächst auf [www. http://www.lacanseminar.ch](http://www.lacanseminar.ch).

26. Februar 2010 Workshop mit Didier Weil: La pulsion invoquante (Details she. <http://www.lacanseminar.ch>).

Am 6./7. März 2010 findet in Karlsruhe ein von der AFP veranstalteter Kongress zum Thema Norm-Normalität-Gesetz statt. Weitere Informationen erfolgen später.

Interna

Zum Verhältnis Lacan-Seminar — PSZ

Ein Diskussionsbeitrag

Ab und zu bekomme ich zu hören, das Verhältnis des PSZ zum Lacan-Seminar könnte und sollte verbessert werden, es mache doch keinen Sinn, getrennte Wege zu gehen. In diesem Wunsch schwingt noch etwas von der Entrüstung mit, dass das Lacan-Seminar überhaupt gegründet worden ist. Tatsächlich hatte dieser Schritt für viele Mitglieder des PSZ etwas Traumatisches an sich, was ohne weiteres nachvollziehbar ist.

Nun sind seit der Gründung schon ein Dutzend Jahre vergangen, und in dieser Zeit hat sich die politische Szenerie verändert. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, welche Konsequenzen die angestrebte Anerkennung der Psychotherapie als Domäne, die nicht nur Medizinern offensteht, hatte und weiterhin hat: Subsumierung der Psychoanalyse unter die Psychotherapie, die so weit geht, dass von Psychoanalyse kaum noch die Rede ist, Verschulung der Ausbildung, „Korsettierung“ vieler nicht-ärztlicher Analytiker in ein Angestelltenverhältnis, lauten die Stichworte dazu, wobei diese massive Verschlechterung nicht etwa aufgewogen wird durch die angestrebte Aufnahme der psychotherapeutischen Behandlung in die Grundversicherung der Krankenkassen, jedenfalls nicht in selbständiger Position. Zu sagen, es sei allein der Staat für diese Zustände verantwortlich, wäre Augenwischerei, denn an der Spitze der Verbände und Organisationen (SPV, FSP, Charta) wirkten in massgeblichen Positionen Kollegen mit psychoanalytischer Provenienz mit, die neidvoll auf die angeblich privilegierten Positionen der Psychiater und Ärzte blickten.

Es ist bekannt, dass das PSZ, das die Kritik an den Institutionen auf seine Fahne geschrieben hatte, unter dem Druck der Verhältnisse nachgab, sich in die Charta eingliederte und sich damit auf die Liste derer setzen liess, die offiziell, d.h. von Staates wegen ermächtigt werden, Ausbildung zu betreiben. Heute ist man schon ein Nostalgiker, wenn man an die gute alte Zeit des PSZ denkt, denn es ist mittlerweile Normalzustand geworden, dass man den vorgeschriebenen Weg befolgt, wenn man Psychoanalytiker werden will. Dass einige, die genauso gut qualifiziert wären, jedoch das Unglück hatten, Sprachwissenschaften, Ethnologie, Philosophie oder was auch immer zu studieren, gar nicht diesen Weg befolgen können, sei nur am Rande vermerkt, der Weg der Anpassung ist jedenfalls mit Opfern gepflastert.

Es gibt tatsächlich so etwas wie den normativen Druck des Faktischen. Das ist deutlich zu spüren, wenn die Ausbildungskandidaten diejenigen Kurse belegen, die eine spätere Anerkennung bringen, und wenn sie kein Interesse verspüren, auch anderswo hinzugehen und ihrer Neugier zu folgen. Angesichts dieser Situation muss ich zugeben, dass — wäre ich in der Situation eines Ausbildungskandidaten — ich vermutlich auch diesen erfolgsorientierten Weg einschlagen würde, und mit mir wahrscheinlich viele andere auch. Die Frage ist bloss, was resultiert daraus? Halte ich ein Plädoyer für die Abschaffung des Lacan-Seminars unter dem Druck der Verhältnisse?

Keineswegs! Ich appelliere vielmehr an die Einsicht derer, die sich aus verständlichen und pragmatischen Gründen anpassen, trotz allem an eine Psychoanalyse zu glauben, deren „Agenten“ sich selber dazu ermächtigen, für ihre Theorie und ihre Weitergabe einzustehen, wie dies zuvor gang und gäbe war.

Zusammenarbeit mit dem PSZ kann deshalb meiner Ansicht nach nicht bedeuten, dass das Lacan-Seminar möglichst das PSZ lacanisieren will. Es kann also nicht darum gehen, möglichst viele lacanisch inspirierte Kurse dort unterzubringen, denn eine lacanianische Institution verträgt sich nicht mit den Bestimmungen der Charta. Viel sinnvoller wäre doch, wenn die PSZ-ler, die zum Teil sicher eine innere Spaltung zwischen der Vorstellung einer Befolgung eines vorgegebenen Curriculums und einer freien Psychoanalyse spüren, das Lacan-Seminar unterstützen würden, damit wenigstens die Wahrscheinlichkeit, dass die Psychoanalyse nicht ganz in der Bürokratie verschwindet, vergrößert wird. Das würde heissen, dass die Mitglieder des Lacan-Seminars Verständnis für den pragmatischen Weg am PSZ aufbringen, während im Gegenzug die PSZ-ler Verständnis aufbringen würden für die Notwendigkeit einer Psychoanalyse, die sich nicht dem Bologna-Modell unterwirft.

Dagegen gibt es allerdings einen stichhaltigen Einwand: Nicht alle, die das Unbehagen am psychotherapeutischen Curriculum spüren, haben etwas mit dem lacanianischen Denken zu tun. Das ist ihr gutes Recht und verdient Respekt. Wie wäre es, wenn die Kleinianer, Ethnopsychanalytiker und wer auch immer, ebenfalls Institution(en) gründen würde(n), die sich selber verwalten und die auf staatliche Approbation verzichten? Dann könnten die Auseinandersetzungen und Diskussionen zwischen Schulen wieder in freundschaftlichem Sinne fortgesetzt werden, frei von Anpassungsdruck, und diejenigen, die sich ihm beugen, würden doch etwas tun, um die prekäre Situation erträglicher zu machen, indem sie Institutionen unterstützten, die versuchen, sich jeder Instrumentalisierung zu widersetzen.

Peter Widmer

Medienschau

Hat eine Psychoanalyse Nebenwirkungen?

Dossier: Leser fragen Tages Anzeiger 17.6.2007

Von Peter Schneider

Psychoanalyse doch ein ziemlich grosses Ding ist und sich über Jahre erstrecken kann, frage ich mich, ob es hierzu nicht eine Packungsbeilage bräuchte, die mich darüber aufklärt, worauf ich mich einlasse. Konkret: Hat eine Psychoanalyse eigentlich Nebenwirkungen? U. M.

Lieber Herr M.

Schlimmer als das: Sie hat nur Nebenwirkungen! Dieser orakelhafte Satz bedarf der Erläuterung. Beginnen wir mit einer terminologischen Klärung. Auch Nebenwirkungen sind Wirkungen, in der Regel solche der unerwünschten Sorte. Nebenwirkungen (meist im Plural) sind gewissermassen die lästigen Verwandten der beabsichtigten Wirkung (meist im Singular). Um der gewünschten

Hauptwirkung willen muss man ein paar Nebenwirkungen in Kauf nehmen: Wer gesund werden will, sollte ein bisschen Verstopfung und leichtes Kopfweh einkalkulieren. Nützt s öppis, dänn schadt s au e chli. Medizinische Therapie ist meistens eine Güterabwägung zwischen Hauptwirkung und Nebenwirkungen der angewendeten Mittel. In seltenen Fällen können Nebenwirkungen sogar willkommen sein. Etwa wenn ein Antibiotikum nicht nur den Bakterien in der vereiterten Nasennebenhöhle den Garaus macht, sondern auch die Pickel im Gesicht zum Verschwinden bringt. Wenn ich nun behaupte, dass eine Psychoanalyse ausschliesslich Nebenwirkungen hat, dann meine ich nicht, dass sie zu nichts anderem führt als unangenehmen bzw. angenehmen Begleiterscheinungen (oder einer bunten Mischung), sondern dass es keine Hauptwirkung gibt, zu der sich andere Wirkungen als Nebenwirkungen verhalten. Nur in den Idealisierungen publizierter Fallgeschichten («Nach 300 Stunden, in denen wir vor allem die Mutterproblematik durchgearbeitet hatten, begann der Patient sich zunehmend selbstbewusster in Konflikten zu verhalten») und im Kino bringen Psychoanalysen jene Wirkungen hervor, die man beabsichtigt hatte: wenn etwa die gelähmte Hysterika nach einer besonders gelungenen Deutung («Ihr Bein ist gelähmt, weil Sie sich nicht getrauen, entschiedener gegenüber Ihrer Mutter aufzutreten») mit dem entzückten Ruf «Herr Professor, ich kann wieder laufen!» die Couch unter den Arm nimmt und von dannen wandelt. Wobei man ihr immer noch hinterherrufen könnte: «Sie rennen doch letztlich nur vor dem Vaterkonflikt davon, den wir als Nächstes analysieren müssten!» Und schon hätte man mit nur einem Satz die wunderbare Wirkung zur unerwünschten Nebenwirkung degradiert. In Wirklichkeit besteht eben nur ein sehr loser Zusammenhang zwischen den bewussten Zielen, die man mit einer Psychoanalyse anstrebt, und deren Ausgang bzw. zwischen den Mitteln und deren Effekten. Warum das so ist, erfahren Sie in der zweiten Folge unserer Serie «Hat eine Psychoanalyse Nebenwirkungen?». Nächste Woche, same time, same place.

In den Menschen wie in Bildern lesen

25. Juli 2009, Neue Zürcher Zeitung

Von Sabine Richebächer

Hermann Rorschach wurde am 8. November 1884 in Zürich, in der damaligen Vorstadt Wiedikon, geboren. Als er zwei Jahre alt war, zog die Familie nach Schaffhausen. Hermann war ein guter Schüler. Gegen Ende seiner Kantonsschulzeit wurde er in die Verbindung «Scaphusia» aufgenommen, deren Alben er mit signierten Illustrationen bereicherte und wo er, der spätere Erfinder des Tintenkleckstests, von seinen Kameraden sinnigerweise den Übernamen «Klex» erhielt. Hermann Rorschach bestand die Abschlussprüfungen mit ausgezeichnetem Erfolg in allen Fächern – und sah sich vor ein Dilemma hinsichtlich seiner beruflichen Zukunft gestellt: Sollte er Kunst oder Naturwissenschaften studieren? Schliesslich entschied er sich für Medizin. «Ich will nie mehr (. . .) nur Bücher lesen, sondern Menschen», so schreibt der Student im dritten Semester an seine geliebte Schwester Anna. Und: «Am liebsten würde ich Irrenarzt.»

Eine Psychiatrische Revolution

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ereignete sich an der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli in Zürich eine eigentliche psychiatrische Revolution. Klinikdirektor Eugen Bleuler ermunterte seine Ärzte, mit dem neuen, psychoanalytischen Gedankengut des Wiener Neurologen Sigmund Freud zu experimentieren. Man lernte die bisher unverständliche Rede schizophrener Patienten zu entziffern, und Sekundararzt C. G. Jung entwickelte eine Testmethode, um

sogenannte Komplexe zu identifizieren. Auch Rorschach liess sich nachhaltig anregen in diesem lebendigen, kreativen Forschungsklima.

Nach dem Staatsexamen bewirbt Rorschach sich um eine Assistenzstelle an der Kantonalen Heil- und Pflgeanstalt Münsterlingen. Er plant, ernsthafte Forschung zu betreiben. Als Dissertationsthema wählt er «Reflexhalluzinationen und verwandte Erscheinungen» (1912). Anhand von Fallbeispielen untersucht Rorschach, wie Empfindungen aus einem Sinnesbereich in einen anderen übertragen werden, beispielsweise von einer Körperempfindung in eine optische Wahrnehmung oder umgekehrt. Daneben macht er erste Versuche mit Tintenklecksbildern an Patienten und vergleicht deren Resultate mit denjenigen des Jungschen Assoziationstests. Das Projekt wird jedoch fallengelassen zugunsten einer intensiven Beschäftigung mit der Psychoanalyse. Rorschach behandelt Patienten mit der Freudschen Methode und veröffentlicht Fallvignetten und Rezensionen im «Zentralblatt für Psychoanalyse». Ende 1913 reist er zusammen mit Ehefrau Olga Stempelin, einer russischen Kollegin, nach Russland, um sich dort niederzulassen.

Schon Leonardo da Vinci

Im Sommer 1914 ist Rorschach zurück in der Schweiz. Er arbeitet über ein Jahr an der Psychiatrischen Klinik Waldau bei Bern; 1915 übernimmt er die Stelle als Oberarzt an der Psychiatrischen Klinik Herisau. Er vertieft sich in Forschungen über das Sektenwesen in der Schweiz, insbesondere über die Sektengründer Anton Unternährer, der 1823 in Luzerner Haft starb, und Johannes Binggeli, der die «Waldbruderschaft» ins Leben rief und viele Jahre in Münsterlingen interniert war. Im März 1919 wird Rorschach zum Vizepräsidenten der neugegründeten Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGPsa) gewählt. Er stellt die Ergebnisse seiner Sektenforschungen an mehreren Vereinsabenden vor. Ein Buch von vierhundert bis fünfhundert Seiten Umfang ist geplant – doch es sollte anders kommen.

Als der polnische Arzt Szymon Hens, ein Bleuler-Schüler, seine Doktorarbeit «Phantasieprüfungen mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken» 1917 veröffentlicht, legt Rorschach das Werk über die Sekten beiseite und beginnt mit wahrem Feuereifer, seine Tintenklecksstudien voranzutreiben.

Einen der ältesten Hinweise auf ein psychologisches Interesse an Klecksbildern finden wir in Leonardo da Vincis «Trattato della Pittura», worin der Autor Künstlern rät, sich von zufälligen Flecken auf Mauern oder Gestein zu neuen Sehweisen und Kompositionen anregen zu lassen. Der deutsche Dichterarzt Justinus Kerner gab dem Verfahren im 19. Jahrhundert eine literarische Wendung, indem er zufällig auf Papier entstandene Tintenkleckse mit wenigen Federstrichen zu grotesken Tier- und Menschenbildern ergänzte und dazu Verse schmiedete, denen er Titel gab wie «Memento mori», «Hadesbilder», «Höllbilder». Es komme nie das heraus, warnte er, was man erwartet habe.

Der französische Psychologe Alfred Binet (1857–1911) hat als Erster Tintenkleckse benutzt, um Vorstellungsvermögen und Phantasie Reichum bei Kindern zu testen. Anders als seinen Vorläufern ging es Rorschach jedoch nicht um die Untersuchung einzelner Persönlichkeitsmerkmale, sondern um die Erfassung der Gesamtpersönlichkeit. Um das psychodiagnostische Potenzial von Klecksbildern systematisch zu erforschen, experimentierte er mit verschiedenen Bildern und Serien, wobei die Patienten und Angestellten der Klinik als Versuchspersonen dienten. Es ist ein offenes und lebendiges, dabei tastendes Vorgehen, an dem er Kollegen wie Emil Oberholzer, Georg Roemer und Walter Morgenthaler grosszügig teilnehmen liess. Für die Ausarbeitung der Tafeln, für Erprobung und Niederschrift benötigte Rorschach gut drei Jahre. Sein Hauptwerk mit

dem umständlichen Titel «Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen)» erschien 1921.

Kritik und Boom

Der Test bestand aus zehn Tafeln mit symmetrischen Tintenflecken, fünf in Schwarzweiss, fünf waren farbig. Sie wurden der Versuchsperson in einer bestimmten Reihenfolge vorgelegt, begleitet von der Standardfrage: «Was könnte das sein?» Das Vorgehen basierte auf dem Leitgedanken, dass Menschen sich bei der Interpretation von abstrakten Bildern von individuellen Vorerfahrungen, Wünschen und Gefühlen leiten lassen. Anders als beispielsweise Szymon Hens interessierte Rorschach sich nicht für den Inhalt der Antworten, sondern für das, was er «formale Kennzeichen» nannte. Ausschlaggebend für das Psychogramm beziehungsweise die Diagnose des Probanden waren Anzahl und Verhältnis von Detail- und Ganzantworten; eine Rolle spielte auch, ob Farben und Bewegung wahrgenommen wurden und wie originell die Antworten und ihre jeweiligen Kombinationen ausfielen. Rorschach hatte, *avant la lettre*, das erste projektive psychodiagnostische Testverfahren entwickelt. Neun Monate nach der Publikation, am 2. April 1922, starb er im Alter von nur siebenunddreissig Jahren unerwartet an den Folgen einer Bauchfellentzündung.

Von der Fachwelt wurde das neue Testverfahren zögerlich aufgenommen. Ludwig Binswanger würdigte Rorschachs «naturwissenschaftliche Experimentierkunst» und sein «geniales Menschenverständnis». William Stern, der den Begriff des Intelligenzquotienten geprägt hat, äusserte vernichtende Kritik. Der Umschwung kam Mitte der dreissiger Jahre, als der Test in den USA «wiederentdeckt» wurde und bald – beidseits des Atlantiks – ein eigentlicher Rorschach-Boom zu verzeichnen war. In jener testbegeisterten Atmosphäre entstanden mehrere Rorschach-Schulen mit eigenen Testvarianten sowie weitere projektive Testmethoden wie der «Thematic Apperception Test», kurz «TAT» (1935), oder der «Baumtest» nach Karl Koch (1949).

Kunst und Literatur

Gleichzeitig sorgten die Rorschachschen Kleckse für Inspiration in Philosophie und Literatur, in Kunst und Alltagskultur. Beispielsweise erzählt Regisseur Robert Siodmak im Spielfilm «The Dark Mirror» (1946) die Geschichte eines Zwillingspaars, zweier junger Frauen, von denen eine ihren Arzt ermordet hat. Um die Täterin zu identifizieren, um die «gute» von der «schlechten Schwester» zu unterscheiden, wird der Rorschachtest eingesetzt; und auch in der visuellen Gestaltung des Films spielen Kleckselemente eine Rolle. Der französische Philosoph Michel Foucault war von der Rorschachschen Formdeutung eine Zeitlang derart fasziniert, dass er stets Klecksbilder auf sich trug, um Freunde zu «testen». Ernst Gombrich, Kunsthistoriker, bezeichnete die ubiquitäre Tendenz der frühen Menschen, Tierfiguren in den Sternenhimmel zu projizieren, als «Ur-Rorschach» (1959). Ray Bradbury, literarischer Meister des Vieldeutigen, schrieb eine wunderbare, seltsame Erzählung über den «Mann im Rorschach-Hemd» (1969).

Während projektive Testmethoden seit den sechziger Jahren wissenschaftlich und klinisch einiges an Bedeutung verloren haben, ist die inspirierende Qualität der Rorschachschen Formwelt aus dem Bereich der bildenden Künste nicht mehr fortzudenken – von der Rorschach-Serie, die Andy Warhol 1984 auf riesigen, vier Meter hohen Leinwandformaten realisierte, bis hin zu den Arbeiten von jüngeren Künstlern wie Kerim Seiler oder Candice Breitz.

Sabine Richebächer lebt als Psychoanalytikerin und Autorin in Zürich. Im Jahr 2005 ist ihr Buch «Sabina Spielrein. <Eine fast grausame Liebe zur Wissenschaft>» im Dörlemann-Verlag, Zürich, erschienen.

Aufbruch in der Zürcher Klinik Burghölzli

26. Juli 2009, NZZ am Sonntag

Neuer Direktor provoziert Richtungsstreit in der Psychiatrischen Uniklinik

Geht es nach dem klinischen Direktor, sollen sieben von zwölf Oberärzten im Zürcher Burghölzli gehen. Der Neue will mit der therapeutischen Tradition der Klinik brechen.

Daniela Kuhn

Seit Erich Seifritz im vergangenen Februar das Amt als klinischer Direktor in der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK), dem sogenannten Burghölzli, angetreten hat, befindet sich die PUK in Aufruhr. Der Neue forciert die Forschung und will der Klinik zu einer international führenden Stellung verhelfen. Weniger im Zentrum steht dagegen für den Direktor die therapeutische Arbeit, früher in der Tradition der Klinik stets im Mittelpunkt.

Die neue Ausrichtung hat für das Personal weitreichende Konsequenzen: Bereits in den ersten Wochen seiner Tätigkeit führte Seifritz mit jedem der zwölf Oberärzte – neun Männer und drei Frauen – ein Gespräch, ohne vorab die direkten Vorgesetzten zu informieren. Langjährige Mitarbeiter vernahmen, sie seien zu alt und blockierten den Nachwuchs. Da die Verträge einiger Oberärzte nicht kündbar sind, legte er ihnen nahe, sich nach einem neuen Job umzusehen. Mehr oder weniger mit Erfolg: Bisher haben zwei Oberärzte gekündigt, zwei befinden sich in laufenden Verhandlungen. In einem dieser beiden Fälle weigerte sich eine Oberärztin, einen vorgelegten Vertrag mit völlig anderem Stellenbeschrieb zu unterzeichnen. Drei weitere Angestellte befinden sich in einem konfliktreichen Arbeitsverhältnis. Damit ist die Zukunft von mehreren Oberärzten ungewiss. Seifritz sagt, er habe den Mitarbeitern, die seit vielen Jahren in der Klinik sind, «empfohlen, sich zwecks beruflicher Weiterentwicklung nach Möglichkeiten ausserhalb der PUK umzusehen». Er spricht von «Ankurbeln des Turnovers», mit dem er den Nachwuchs fördere: «Die Universitätsklinik ist ein Ort, an dem man sich ausbilden kann. Danach muss man ausschwärmen.» Als universitäre Klinik habe die PUK einen Leistungsauftrag in Versorgung, Lehre und Forschung, sagt Seifritz. «Die Rekrutierung und Ausbildung spezialisierter Fachkräfte gehört zum Auftrag, der eine gewisse Bewegung im Personal bedingt, damit überhaupt Nachwuchspersonal ausgebildet werden kann.»

Bereits mussten zwei Oberärzte, die bis anhin für eine einzige Station verantwortlich waren, zwei Stationen übernehmen. Damit sind die verbleibenden Oberärzte gezwungen, ihre Patientenkontakte stark einzuschränken. Die Betroffenen befürchten zudem, ihre fachliche Aufsichtspflicht über die Assistenzärzte nur ungenügend ausüben zu können. Diskussionen mit dem Chef gibt es dennoch kaum: An den Rapporten der Oberärzte ist Seifritz häufig abwesend.

Angesichts der Vorkommnisse und der «beträchtlichen Verstimmungen» haben mehrere Oberärzte Anfang Juli beschlossen, individuell den Ombudsmann des Kantons einzuschalten.

Seifritz' Strategie, die der PUK internationales Renommee eintragen soll, sei bisher nicht transparent geworden, sagen Mitarbeitende. Vermutet wird, dass er klinische Sollstellen für die For-

schung umnutzen wird. Bereits neu hinzugekommen ist in der PUK ein Mäuselabor mit mindestens einer leitenden Forschungsstelle. An Rapporten hat Seifritz verkündet, er wolle den «Turnover» auch bei den Patienten erhöhen: Die vom Kanton bewilligten 30 Tage «Liegedauer» sollen noch weniger werden. Für Seifritz selber ist das therapeutische Arbeiten «aus zeitlichen Gründen nur eine von vielen Hauptaufgaben»: Seit Beginn seiner Tätigkeit in der PUK habe er «relativ wenige Patienten in eine neue ambulante Therapie aufnehmen können».

Mit dem 47-jährigen gebürtigen Thurgauer wählte die Universität Zürich einen Wissenschaftler, der versprach, die im Trend liegende neurowissenschaftliche Forschung voranzutreiben. 37 Kandidaten hatten sich beworben – 4 von ihnen Schweizer. Zuletzt stand Seifritz einem Kandidaten aus München gegenüber, der mehr als doppelt so viele Originalpublikationen vorweisen konnte. Doch die Kommission habe auf eine Schweizer Besetzung gedrängt, sagt ein Insider.

Die Vermessung der Seele

2. August 2009, NZZ am Sonntag

Umstrittene Integration von Neurowissenschaften in die Psychiatrie und Psychotherapie

Die Psychiatrie erfindet sich neu: Das ehemals therapeutisch ausgerichtete Fach hat sich mit der Hirnforschung angefreundet. Das provoziert Streit unter Fachkollegen.

Von Irène Dietschi

In der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, dem Burghölzli, scheint nichts mehr wie früher zu sein, seit der Thurgauer Psychiater Erich Seifritz die Nachfolge des langjährigen Direktors Daniel Hell angetreten hat ([vgl. NZZaS vom 26. Juli](#)). Von einem «Aufruhr» ist die Rede, weil sieben von zwölf Oberärzten die ehrwürdige Stätte verlassen sollen. Seifritz breche mit der therapeutischen Tradition des Hauses, sagen die Kritiker. Auf Kosten der Patienten wolle er die neurowissenschaftliche Forschung forcieren. Kein Psychiater sei er, sondern ein «Seelenbiologe».

Seifritz' Fachkollegen ausserhalb von Zürich sehen den 47-Jährigen anders: «Erich Seifritz ist ein Hoffnungsträger für die moderne, integrative Psychiatrie», sagt Gerhard Ebner, Direktor der Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) Basel – wo sich Seifritz habilitiert hat. «Er steht für eine entscheidende Weiterentwicklung unseres Fachs», sagt Ebner. Stärker als in der Vergangenheit versuche man verschiedene Fachgebiete miteinander zu vernetzen. Insbesondere geht es darum, die Neurowissenschaften in die psychiatrische und psychotherapeutische Behandlung und Forschung zu integrieren.

Nach diesem neuen Selbstverständnis der Psychiatrie, das sich weitgehend unbeachtet von der Öffentlichkeit in den letzten Jahren entwickelt hat, schliessen sich geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Ansätze nicht aus. Im Gegenteil: «Das Einzigartige an unserem Fach ist die Chance, die Erkenntnisse aus verschiedenen Forschungsrichtungen zu verstehen und zu menschlichen Therapiekonzepten zusammenzuführen», sagt Werner Strik, Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik und Poliklinik (UPD) in Bern. Dabei dürften die Neurowissenschaften keinesfalls ignoriert werden. «Sie sind ein notwendiger Baustein in einer ganzheitlichen Sicht

menschlichen Verhaltens», sagt Strik, der auch die Fachgesellschaft biologische Psychiatrie präsiert hat.

Freud und die Biologie

Ganz neu ist dieser Ansatz nicht. Praktisch alle grossen Vertreter der Psychiatrie hatten ein ganzheitliches Verständnis vom Menschen, wonach die Seele sowohl von psychischen als auch biologischen und sozialen Faktoren beeinflusst wird. Das gilt sogar für Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse. In seiner 1920 erschienenen Schrift «Jenseits des Lustprinzips» schrieb er: «Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wir haben die überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten und können nicht erraten, welche Antworten sie auf die von uns an sie gestellten Fragen einige Jahrzehnte später geben würde.» Angekurbelt von der modernen Hirnforschung, hat die Psychiatrie nun – knapp 100 Jahre nach Freud – begonnen, diese biologischen Antworten konkret anzuwenden.

Kritiker indes haben Mühe mit der Vorstellung, dass das menschliche Gehirn und demnach auch seine Störungen nach deterministischen Naturgesetzen funktionierten. Für eine immaterielle Seele bleibt von dieser biologischen Warte nämlich kein Platz mehr. In der Psychiatrie fallen die biologischen Erkenntnisse aber auf fruchtbaren Boden, mit konkreten Auswirkungen auf die Praxis. Ein Fachbereich ist die «Neuropsychotherapie», die anhand neurobiologischer Erkenntnisse Techniken entwickelt hat, um die Therapie wirksamer zu gestalten. Diese Psychotherapie versteht sich als eine Art Gehirntaining, das bestimmte Hirnareale gezielt aktiviert – ausgehend von der Prämisse, dass psychische Störungen eine neuronale, sprich hirnorganische Grundlage haben.

Ein Wegbereiter dieser Methode ist der vor vier Jahren in Zürich verstorbene Therapeut Klaus Grawe, der mit seinen Arbeiten zur Wirksamkeit von Psychotherapien international bekannt wurde. Er hat bis zu seinem Tod an einer neurowissenschaftlich fundierten Psychotherapie gearbeitet und dazu auch ein wichtiges Buch veröffentlicht.

Auch bei den Medikamenten verspricht man sich dank der Hirnforschung Verbesserungen. Man weiss heute, dass die gleichen Medikamente bei verschiedenen Menschen genetisch bedingt sehr unterschiedlich im Hirn wirken können. Das Ziel ist daher eine «massgeschneiderte» Therapie, bei der Medikamente individuell auf einen Patienten abgestimmt sind. «Heute ist in greifbare Nähe gerückt, die Wirkungen und Nebenwirkungen von Psychopharmaka gezielt und individuell zu optimieren. Das bringt enorme Vorteile für die Lebensqualität und die Effizienz bei solchen Behandlungen», sagt Werner Strik aus Bern. Massgeschneidert bedeute aber auch, dass die bestmögliche Kombination von psycho-, sozio- und pharmakotherapeutischen Methoden zum Einsatz komme, und zwar «nach bestem Wissen über den aktuellen Stand der Forschung». Die angestrebte Vernetzung schon vollzogen haben die UPK Basel, die vor kurzem zusammen mit der psychologischen Fakultät einen neuropsychiatrischen, «transfakultären» Lehrstuhl geschaffen haben. Zweck ist es, mit Hilfe der neurobiologischen Forschung stress- und traumabedingte wie auch depressive Störungen besser zu behandeln, indem man die psychologischen wie biologischen Grundlagen dieser Störungen, zum Beispiel des emotionalen Gedächtnisses, besser verstehen lernt.

Ausbildung in der Klinik

Auch das Zürcher Burghölzli bewegt sich in eine integrative Richtung, wie Wulf Rössler, derzeit Vorsitzender des Dreierdirektoriums der Klinik, betont. So gebe es an seiner Klinik für soziale Psychiatrie ein mit elf Millionen Franken gefördertes Forschungsprojekt zur Nachhaltigkeit der psychiatrischen Versorgung im Kanton Zürich. Und auch der von vielen beargwöhnte Magnetresonanztomograph an der Klinik für affektive Erkrankungen, die von Erich Seifritz geleitet wird, soll neben der Forschung auch für die Versorgung eingesetzt werden.

Auf den Streit mit den Oberärzten angesprochen, meint Wulf Rössler: «Unseren Auftrag, als Universitätsklinik Wissenschaftler auszubilden, können wir nur erfüllen, wenn es eine gewisse Fluktuation gibt.» Auch er habe im Laufe seiner Tätigkeit nahezu sämtliche Oberärzte ausgewechselt. Wenn auch nicht im gleichen Tempo wie sein neuer Kollege in der Direktion.

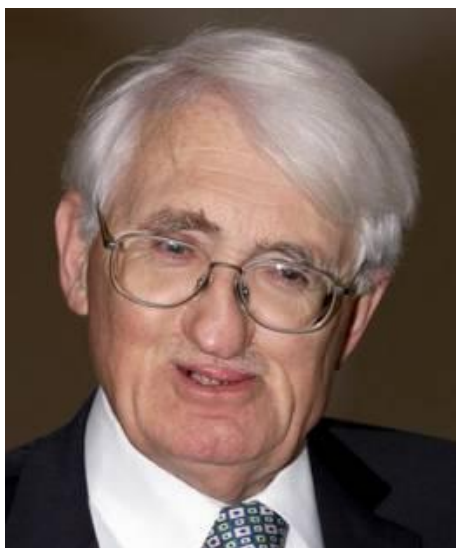
Ziel ist eine Therapie, bei der die Medikamente individuell auf jeden Patienten abgestimmt werden können.

Jürgen Habermas oder Das Versprechen der Vernunft

Tages-Anzeiger 17.06.2009

Von Georg Kohler*

rt der weltberühmte Philosoph und Intellektuelle seinen 80. Geburtstag. Mit dem Konzept der herrschaftsfreien Kommunikation hat er eine ganze Generation geprägt.



Jürgen Habermas

Geboren am 18. Juni 1929 in Düsseldorf, promovierte er 1954 in Bonn über Schelling und kam 1955 ans Frankfurter Institut für Sozialforschung. 1961 habilitierte er sich in Marburg über «Strukturwandel der Öffentlichkeit». Gadamer holte ihn als Professor nach Heidelberg, bevor er 1964 Horkheimer als Ordinarius für Philosophie und Soziologie nachfolgte. In Frankfurt lehrte er (mit einer Unterbrechung 1971–81) bis zu seiner Emeritierung 1994. Habermas bezog in zahlreichen gesellschaftspolitischen Debatten Stellung, so gegen die radikalen Studenten 1968, gegen den Radikalerlass und gegen «revisionistische» Historiker. Er lebt am Starnberger See.

«Die Stimme des Intellekts ist leise...». Sigmund Freuds berühmter Satz ist richtig nur zu verstehen, wenn man ihn in seinem Zusammenhang zur Kenntnis nimmt: «Wir mögen noch so oft betonen, der menschliche Intellekt sei kraftlos im Vergleich zum menschlichen Triebleben, und recht damit haben. Aber es ist doch etwas Besonderes um diese Schwäche; die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör geschafft hat. Am Ende, nach unzähligen, oft wiederholten Abweisungen, findet sie es doch. – Das ist einer der wenigen Punkte, in denen

man für die Zukunft der Menschheit optimistisch sein darf, aber es bedeutet an sich nicht wenig.»

Die lebensprägende Überzeugung des grossen Aufklärers Freud, die sich hier – so nüchtern wie zuversichtlich, so unbeirrt wie behutsam – zum Ausdruck bringt, begründet auch das ursprüngliche Interesse von Jürgen Habermas' eigener theoretischer Praxis. Sie nährt deren vermittelnde Kraft, und sie steht hinter der philosophischen Energie der epochalen Leistung dieses Werks.

Erfinder starker Begriffe

Freilich: Während Freud sein Vernunftvertrauen im Kontext einer Auseinandersetzung mit dem Illusionären religiöser Annahmen artikuliert, beweist Habermas die Aktualität seines Denkens durch die Sensibilität für die ethisch-moralische Bedeutung unzweideutig religiös überlieferter, auf rein rationale Einsichten nicht reduzierbarer Vorstellungen.

Das heisst natürlich nicht, dass Habermas im Alter nun fromm oder gar «benediktinisch» geworden wäre, nein, ganz und gar nicht. Aber es dokumentiert besonders auffällig, was seine philosophisch-wissenschaftliche Arbeit und Anstrengung von Grund auf kennzeichnet: nämlich ihr Bemühen um Verständigung; ihre Fähigkeit, das bejahbar Gemeinsame gerade im diskursiven Gegeneinander zu entdecken; die strikte Bereitschaft, die Schwächen der eigenen Argumentation zu erforschen. Kurz: der Wille, so vernünftig wie irgend möglich zu sein und zu bleiben – und eben deshalb anzuerkennen, dass im Gehalt «der» Vernunft (das zeigen Plato und Kant nicht weniger als Wittgenstein und Rawls) Momente enthalten sind, die die Vernunft und das Vernünftig-Sein zwar ermöglichen, aus ihm selber jedoch zwingend nicht zu erweisen sind.

Viele Talente

Zu Habermas' vielen Talenten gehört sein rhetorisches Geschick bei der Erfindung starker Begriffe – eigentlicher Orientierungsmarken und Wegweisern im Dickicht intellektueller Konflikte und Widersprüche: «Linksfaschismus», gerichtet gegen den militant-gewaltbereiten Flügel der Neuen Linken um 68; «die Neue Unübersichtlichkeit» als Signet für die sozialpolitische Lage zwischen überregulierendem Wohlfahrtsstaat und beginnendem neo-liberalen Marktfundamentalismus der 80er-Jahre; «postnationale Konstellation», der Titel für das mit dem Ende der Nationalstaatlichkeit sichtbar gewordene Problem demokratischer Steuerung der Gesellschaftswelt im 21. Jahrhundert – das sind nur drei Beispiele für jene «starken Begriffe», mit deren Hilfe es Habermas immer wieder gelungen ist, nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit auf entscheidende Gegenwartsfragen zu fokussieren, sondern zugleich die Linien zu definieren, innerhalb deren die argumentative Auseinandersetzung sinnvollerweise auszutragen war.

So wuchs ihm spätestens nach dem Tod Adornos 1969 (also, wenn man will, mit dem Aufhören der «ersten» Frankfurter Schule) im Raum der deutschsprachigen Kultur eine singuläre Doppelrolle zu: sowohl der Souffleur des Zeitgeistes zu sein wie sein mächtigster Protagonist auf der Bühne des «unvollendeten Projekts der Moderne» (wie ein anderes prominent gewordenes Stichwort aus dem Labor der habermasianischen Denkpraxis lautet).

Lebenswerk mit ozeanischer Breite und Tiefe

Angesichts der nahezu ozeanischen Breite und Tiefe dieses Lebenswerks ist es gewiss verwegen, auf ein einziges Ursprungsmotiv – sozusagen: auf die eine produktive Urquelle, aus der sich alles ergibt – sich konzentrieren zu wollen. Wie dem immer sei, es mag im Ganzen zwar falsch sein,

das zu tun, aber zum Zweck einer knapp rekonstruierenden Darstellung ist es gleichwohl hilfreich, wenn man die oft als utopistisch kritisierte Kategorie des «herrschaftsfreien Diskurses» als eben diese Schlüsselintuition und primäre Thematik begreift. Und genau an dieser Stelle ist der Rückblick auf Freud und dessen Vernunftvertrauen von speziellem Nutzen.

Woher nämlich nimmt dieser seinen Optimismus in Bezug auf die allmählich verwandelnde unwiderstehlich-leise Macht der Rede? Und weshalb glaubt er, dass «die Menschheit» mithilfe analytisch-reflexiver Durchdringung des «Trieblebens», das heisst mithilfe sprachlicher Auflösung und Verflüssigung monadisch-abgekapselter, rücksichtslos-selbstzentrierter Ansprüche verbessert wird? Wie kann es denkbar werden, dass die «leise Stimme des Intellekts» trotz allem «Gehör finden» muss?

Erkenntnis und Interesse

Eine systematische Antwort findet man, wenn man weit in die Anfänge von Habermas' Werkbiografie zurückgeht, nämlich bis zur Frankfurter Antrittsvorlesung aus dem Jahre 1965, die den zum Programm gewordenen Titel «Erkenntnis und Interesse» trägt. Dort wird mit Bezug (auch) auf jene Mächte oder Impulse, die Freud das «Triebleben» nennt, erläutert, was diese zu meistern verspricht. Habermas nennt es «Selbstreflexion», und es ist sein Codewort für das Vermögen und die Aufgabe aller wahrhaft tätigen Philosophie und Nachdenklichkeit: «Selbstreflexion (...) kann das [bewusstlos wirksame] Interesse gewissermassen einholen, wenn auch nicht aufheben.»

So macht sie das Interesse hell und erlaubt, zu unterscheiden zwischen purem Trieb und bejahbarem Wollen; was zur Folge hat, dass wir zu unseren Wünschen und Begehren uns bewusst zu verhalten, ihre blinde Dominanz zu brechen fähig werden.

Selbstreflexion wird damit zur humanen Fähigkeit par excellence; zum Ort und zum Mittel, wodurch das Naturwesen Mensch sich gewissermassen selbst überschreiten kann – also mehr und besser werden kann, als es ursprünglich war; oder «freier» und «mündiger», als seine natürlichen Mitgeschöpfe, die Tiere, es jemals sind. Und all das meint: in und durch Sprache fähig zu werden, sich über sich selber zu verständigen und mit den mitmenschlichen Sprachgenossen das gemeinsame Gute und das verbindlich Wahre zu suchen und es – wenngleich stets provisorisch – zu ermitteln.

Selbstreflexion benötigt Sprache

Denn Selbstreflexion ist eben allein sprachlich möglich, nur mit und durch Sprache wird sie zur vernünftigen Kommunikation und zur kommunikativen Vernunft, in der die je selbstverantwortete Einsicht herrscht und nicht das Regiment des Stärkeren. Wobei sich Sprache und Gespräch nicht äusserlich, nicht wie das Mittel zum Zweck, auf die Idee und Verwirklichung reflexiver Selbst- und Fremdverständigung beziehen. Zur Möglichkeit des Sprechens gehört a priori ja die Absicht, etwas zu verstehen zu geben und sich zu verständigen, soll heissen: in dem sich zu einigen, was Sache ist.

«Mit dem ersten Satz ist die Intention eines allgemeinen und ungezwungen Konsenses unmissverständlich ausgesprochen», konstatiert darum die Antrittsvorlesung und fährt fort: «Freilich würde sich erst in einer emanzipierten Gesellschaft, die die Mündigkeit all ihrer Glieder realisiert hätte, die Kommunikation zu dem herrschaftsfreien Dialog aller mit allen entfaltet haben, dem wir das Muster einer wechselseitig gebildeten Identität des Ich ebenso wie die Identität der

wahren Übereinstimmung immer schon entleeren. (...) Philosophie hat [aber] von Anbeginn [auch] unterstellt, die mit der Struktur der Sprache gesetzte Mündigkeit sei nicht nur antizipiert, sondern wirklich.» Und eben dies verpflichtet sie auch dazu, wesentlich Theorie in praktischer Absicht und ergo Arbeit an der Verbesserung der Welt zu sein: «[Indem] Philosophie (...) im Gang der Geschichte die Spuren der Gewalt entdeckt, die den immer wieder angestregten Dialog verzerrt, und aus den Bahnen zwangloser Kommunikation immer wieder hinausgedrängt hat, treibt sie den Prozess, dessen Stilllegung sie sonst legitimiert, voran: den Fortgang der Menschengattung zur Mündigkeit.»

Das ist, in der Nussschale, das Programm von Habermas' Theoriepraxis, dem sie bis heute treu geblieben ist.

Das jugendliche Pathos des Fünfunddreissigjährigen, das diese, in ihrer Knappheit nicht leicht entschlüsselbaren Thesen befeuert, ist im Lauf von deren mehr als vierzigjährigen Explikations-, Erläuterungs- und Durcharbeitungsgeschichte verwandelt worden in die unermüdliche, wissenschaftlich-theoretische Auseinandersetzung mit all jenen Disziplinen der modernen Wissenssysteme, die die menschliche Sprach-, Sozial- und Vernunftnatur unter empirisch-analytischen wie unter normativen Gesichtspunkten untersuchen.

Beharren auf Anschlussfähigkeit

Habermas' ursprüngliches Interesse ist unzweifelhaft ein philosophisches, verankert in der grossen Überlieferung des europäischen Logosvertrauens, das vom platonischen Sokrates über den neuzeitlichen Rationalismus, über Kant, Hegel und Marx bis zu Freud, Dewey und G. H. Mead reicht. Was Habermas in ganz ausserordentlicher Weise auszeichnet, ist das Beharren auf der Anschlussfähigkeit seiner philosophischen Motive, Intuitionen und Überlegungen an die aktuellen Entwicklungen der empirischen Forschung; sei das auf den Gebieten der Linguistik, Soziologie, Sozial- und Entwicklungspsychologie, der Politik- und Rechtswissenschaft, aber auch der ästhetischen Theorie, Begriffsgeschichte, des Völkerrechts usw. Und das hat unmittelbar mit seinem Philosophiebegriff zu tun.

Habermas versteht Philosophie als «Platzhalterin und Interpretin», das heisst durchaus als «Hüterin der Rationalität» unseres Umgangs mit uns selbst, den Anderen und der Welt, aber dies schafft sie eben stets nur als Verteidigerin des philosophischen Elements innerhalb der Wissenschaften und nicht als Erbin irgendeines Meisterdenkerprivilegs. Der narzisstischen Illusion, sie könne noch einmal erneuern, was – auf sehr unterschiedliche Weise – mit Hegels Systempräntionen und Heideggers Seinsfragen endgültig gescheitert ist, ist er niemals erlegen, und zwar auch nicht in deren «negativistischer» oder «differenzlogistischer» Verkleidung.

Gegen Adornos aphoristisch zugespitzte Absagen an die Gegenwartsmoderne wie gegen Derridas endlose Subversion begrifflichen Redens argumentiert er darum unverdrossen «rational», beharrend auf Klarheit, Begründung und Übersetzbarkeit selbst der subtilsten Gedanken in die Praxis lebensweltlicher Mitmenschlichkeit.

Die Wirklichkeit des Ideals

Das Prinzip des «herrschaftsfreien Dialogs» oder «Diskurses» ist ein Ideal, dem auch sein Namensgeber zu gehorchen hat. Es verlangt, dass man sich vor seinem Anspruch unter verschiedenen Aspekten bewähren muss – nicht zuletzt unter demjenigen der Verständlichkeit (oder mindestens der Bemühung um diese) und um die allgemein zugängliche Plausibilisierung des

jeweils Gesagten und Behaupteten. Habermas' Werk, so anforderungsreich seine Gedankenfiguren sein mögen, hat sich dieser Einsicht nie verschlossen. Wer es mit der nötigen Aufmerksamkeit und Anstrengung liest, kann daher an ihm stets von neuem verwirklicht finden, was es selber fordert und verheißt: dass wir klüger werden können; besser auch in moralischer, nämlich in für die Bedürfnisse der Andern achtsamer Hinsicht; freier und emanzipiert, weil durch Selbstreflexion weniger egozentrisch geworden – und damit der Utopie ein Stück nähergekommen; der «Gesellschaft, die die Mündigkeit all ihrer Glieder realisiert hätte ...»

Dass dies Versprechen und Verlangen nicht naiv und nicht unrealistisch, sondern vernünftig und ermutigend, ja unverzichtbar ist für die Bewahrung einer menschenwürdigen Zukunft, das wissen wir alle im Grunde schon längst: aus den Quellen unserer eigenen, in Europa durch die Dichtung und Philosophie der Griechen und ebenso durch die Bilder und Hoffnungen der jüdisch-christlichen Religion gespeisten Tradition. Auch dies können wir, neuerdings, von Habermas wieder lernen.

* Der Autor lehrt Politische Philosophie an der Universität Zürich.

Buchbesprechungen / Rezensionen

Wie die Psychoanalyse zur neuen Religion wurde

Tages-Anzeiger vom 1.7.

Von Guido Kalberer.

Wie kam es zum unaufhaltsamen Aufstieg der Psychologie im 20. Jahrhundert? Die israelische Soziologin Eva Illouz hat diesen Triumphzug in ihrem neuen Buch klug und kritisch analysiert.



Die Psychoanalyse war angetreten, den Menschen zu befreien. Sigmund Freud im Wachsfigurenkabinett.

In einer Titelgeschichte über das Vermächtnis von Sigmund Freud bezeichnete das amerikanische Magazin «Newsweek» den Begründer der Psychoanalyse 2006 als «treibende Kraft eines Kneipenquatsches geistiger Normalverbraucher, das unsere Kultur seit einem Jahrhundert in Beschlag genommen hat. Ohne Freud wäre Woody

Allen nur ein Trottel und Tony Soprano nichts weiter als ein Gangster. Es gäbe zwar einen Ödipus, aber keinen Ödipuskomplex.»

Der Siegeszug der Psychologie, vor allen Dingen der Psychoanalyse, lässt sich mit statistischen Zahlen belegen. In seiner Untersuchung «The Therapeutic State» schreibt James L. Nolan, dass es in den USA «doppelt so viele Therapeuten wie Zahnärzte oder Apotheker» gebe. Die Psychologisierung erfasst alle Bereiche des modernen Lebens: Die Individuen bedienen sich nicht nur bei romantischem Kerzenlicht des reichen psychologischen Jargons, auch bei der Arbeit hat sich das therapeutische Reden durchgesetzt. So reproduzieren Personalabteilungen vorgestanzte Denkmuster der Psychologie.

Heerscharen von Therapeuten

Was zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Befreiung des Menschen von verkrusteten Traditionen begeistert gefeiert wurde, erweist sich heute mehr und mehr als ein Korsett, das den individuellen Handlungsspielraum massiv einengt. Denn das, was sich mit psychologischen Begriffen und Termini nicht umschreiben lässt, wird entweder ignoriert oder therapiert. Michel Foucault war einer der ersten Denker, der vehement und intellektuell brillant gegen die Zumutungen dieses neuen Diskurses (und dessen subtile Repressionen) angeschrieben hat. Dies hatte auch damit zu tun, dass Foucault homosexuell war und nicht zum Establishment gehörte. Von der sozialen Peripherie aus erkannte er die Normen der schnell um sich greifenden Psychologisierung und führte die Dialektik der Aufklärung fort: Der vermeintlich Aufgeklärte wird selbst zum Verklärten und der Erleuchtete zum Verblendeten.

Hier setzt Eva Illouz an. Mit den Publikationen «Der Konsum der Romantik» (2003) und «Gefühle in Zeiten des Kapitalismus» (2006) hat sich die israelische Soziologin international einen Namen gemacht. Ihr neues Buch mit dem allzu pathetischen Titel «Die Errettung der modernen Seele» («Saving the Modern Soul» im Original) stellt keine hochtrabenden Theorien vor, sondern stützt den Befund der durch und durch psychologisierten Gesellschaft mit aktuellen Zahlen, Daten und Interviews. Die Lektüre ist erhellend und interessant, auch wenn der Stil wenig einladend ist: Die Soziologin schreibt sehr spröde und unterwirft sich freiwillig akademischen Gepflogenheiten. So zitiert die Autorin übereifrig andere Studien oder verweist auf sie. Auch das Lektorat war grosszügig und liess etwa den «Schweizer Psychiater Max Eitingon» durch – der in Tat und Wahrheit Russe war. Und dennoch: Wer sich durch die Materie durchbeisst, ist nach 400 Seiten gescheiter und sein Blick auf den gesellschaftlichen Status quo kritischer.

Das Gefühlsmonopol der Psychiater

In den 1970er-Jahren wird der Abstieg in die psychischen Abgründe beinahe zur moralischen Pflicht jedes Einzelnen und Selbstverwirklichung das höchste aller Ziele – ja zum Mantra gegläckten Lebens. Die Psychologen, so die Quintessenz von Eva Illouz, haben «das Monopol auf die Definition und die Regeln des Gefühlslebens im privaten und öffentlichen Bereich für sich beansprucht».

Heerscharen von Therapeuten und Ratgebern sorgen heute auf der ganzen Welt dafür, dass an der Herrschaft des heilenden Geistes, der an die Stelle des Heiligen Geistes getreten ist, nicht gerüttelt wird. Die Psychologie als Ersatzreligion in areligiösen Zeiten verträgt keinen Widerspruch. Wer Kritik äussert und etwa die Suche nach dem wahren, aber verschütteten Selbst für wenig sinnvoll oder wenig ergiebig hält, wird selbst zu einem Fall für die Couch erklärt. Er verdrängt bloss seine eigene Vergangenheit, lassen ihn tief blickende Psychoanalytiker wissen.

Ideologie als vergessener Begriff

Die Deutungshoheit der Psychologie ist heute so verbreitet und selbstverständlich, dass sie gar nicht mehr wahrgenommen wird. Für diesen Zustand trifft der etwas in Vergessenheit geratene Begriff Ideologie zu. Mitunter ist die Repression so subtil, dass sie als angenehm empfunden wird. Die leicht verständlichen und wohltuend einfachen Erklärungsmuster entheben uns der Notwendigkeit, komplexer denken zu müssen.

«Die Errettung der modernen Seele» hinterfragt klug unser Selbstbild und zeigt eines mit Nachdruck: Haben sich die Tabus und Zwänge einmal aufgelöst, kann es durchaus sein, dass die Be-

griffe, die den Aufbruch ermöglichten, ihre befreiende Kraft verlieren und sich in Hemmnisse der künftigen Entwicklung verwandeln. Just diesen Zusammenhang deutet Eva Illouz an, wenn sie in der Einleitung schreibt: «Statt der strengen Züge des Zensors trägt die moderne Macht die wohlwollenden Züge unseres Psychoanalytikers.» Wer sich emanzipiert, wird auch diszipliniert. Der therapeutische Diskurs prägt fortan die Sprache des Individuums, und dieses verwickelt sich in den Fallstricken der einst emanzipatorischen Begriffe.

Feminisierung der Lebenswelt

Der Begriff «Emanzipation» weist den Weg zu einem weiteren wichtigen Aspekt des Buches: Mit der zunehmenden Dominanz der Psychologie ging nämlich, so Eva Illouz, eine Feminisierung der Lebenswelt einher. Die Betonung der Gefühlsebene, der Verweis auf unbewusste Wünsche und auf Träume, die bedeutungsvoll sein sollen, hat zu einer Verweiblichung des Denkens und Handelns geführt, die sich in allen gesellschaftlichen und politischen Bereichen bemerkbar macht – nicht nur in den Schulen. Die enge Verflechtung dieser beiden Denkströmungen Psychologie und Feminismus schuf eine neue kulturelle Matrix mit dem Effekt, dass die männlich definierte Psyche langsam, aber sicher weiblich umformatiert wurde. Diese Phase dauert nach wie vor an.

Schliesslich: Den Stoff, den Frauen in früheren Jahrhunderten in den Romanen fanden, liefert ihnen nun die Psychologie, dieses Reich, in dem alles möglich ist – selbst der Verrat an sich selbst.

Eva Illouz: Die Errettung der modernen Seele. Suhrkamp, Frankfurt 2009. 412 S., ca. 45 Fr.

Zurück zu den Mythen

29. September 2009, Neue Zürcher Zeitung

Ix. · Ödipus, Eros, Thanatos – wer die Betriebsgesetze der Psychoanalyse kennt, weiss: Ohne die Erzählstränge der griechischen Mythologie hätte Sigmund Freud kaum je erfolgreiche Sondierungsbohrungen im menschlichen Seelenhaushalt anstellen können. Dass in der griechischen Mythologie eigentlich schon alles vorhanden ist, was auch den spätmodernen Menschen noch umtreibt, wissen auch die Philosophen. Nun ist es Luc Ferry – der einst den Franzosen Heidegger zu erklären versuchte und später, zwischen 2002 und 2004, Frankreichs Bildungsminister war –, der zur Weisheit der griechischen Mythologie zurückgefunden hat. Wer sich mit der Denkfigur eines Labyrinths, mit Cassandra, mit der Büchse der Pandora oder den Sirenen beschäftigt, ist immer wieder dort, wo alles angefangen hat: beim griechischen Mythos. Die griechische Mythologie ist mehr als eine denkwürdige Sammlung von Volkslegenden. Luc Ferry sieht in ihr eine Vorform der Philosophie in Gestalt einer Weisheitslehre, die auf die ewigen Fragen der Menschheit antwortet. Was beispielsweise lehrt uns Odysseus' Besuch bei der herrlichen Göttin Kalypso? Das gelingende Leben eines Sterblichen ist dem gescheiterten Leben eines Unsterblichen vorzuziehen. – Allerdings.

Luc Ferry: Leben lernen: Die Weisheit der Mythen. Aus dem Französischen von Lis Künzli. Antje Kunstmann, München 2009. 427 S., Fr. 45.90.

Die Therapie als Zigarette für alle

30. Juli 2009, Neue Zürcher Zeitung

Eva Illouz will unsere Seelen retten – oder lieber doch nicht

Dieter Thomä

«Nicht wenige neurotische Fälle», so verkündete stolz ein Sprecher der Kosmetikindustrie im frühen 20. Jahrhundert, seien «durch den geschickten Einsatz eines Lippenstifts geheilt worden». Eigentlich ist in diesem Ausspruch schon alles versammelt, was Eva Illouz für ihr neues Buch, «Die Errettung der modernen Seele», braucht. Er macht deutlich, wie rapide das Vokabular der Psychoanalyse Sigmund Freuds in der Gesellschaft Verbreitung fand und wie freizügig es genutzt wurde. Neurosen waren plötzlich so alltäglich wie Hühneraugen, und rote Lippen bekamen die Weihen therapeutischer Wirkung zuerkannt. Die Therapie avancierte zur wandelbaren Waffe; sie funktionierte, wie Eva Illouz in einem waghalsigen Vergleich schreibt, wie eine Zigarette, die allen – sogar den Nichtraucherern – schmeckt.

Psychologie als Führungskraft

In ihrem neuen Buch variiert die israelische Kultursoziologin Thema und Methode ihrer früheren Bücher nur leicht. Wieder zeigt sie, wie Gefühls- und Geschäftswelt in modernen Gesellschaften miteinander verschränkt sind; sie selbst spricht von der «Verquickung und Intensivierung emotionaler und ökonomischer kultureller Modelle». Deshalb hält sie nichts davon, die Romantik zum Bollwerk gegen den Kapitalismus zu stilisieren. In der Psychologie sieht sie keineswegs eine Gegenkraft zur Rationalisierung und «Entzauberung» des Lebens, sondern eine Hilfskraft oder vielleicht sogar Führungskraft beim Umbau der modernen Gesellschaft. Dabei legt Illouz höchsten Wert darauf, dass der Gestus der Entlarvung, mit dem sie auftritt, nicht mit einer Vorverurteilung, einer «Verdachtshermeneutik» einhergeht: Emsig betont sie, eine «amoralische Einstellung» zu pflegen, also nur zu beschreiben und nicht zu bewerten. Insofern kann man den Titel ihres neuen Buches «Die Errettung der modernen Seele» nur mit einer Grossportion Ironie lesen. Weder spielt Illouz sich selbst als Retterin auf, noch lässt sie der Bewunderung für Seelenretter freien Lauf. Vielmehr betrachtet sie mit kaltem Blick die stattliche Karriere, die «das Therapeutische» in der modernen Kultur gemacht hat.

Wenn man mit Illouz die Schauplätze bereist, auf denen die Therapie seit Freud triumphiert hat, kann man treffende Stichworte mit nach Hause nehmen. Eingeläutet wird zuerst das Ende der «Normalität», denn hinter der Fassade des unscheinbarsten Zeitgenossen können doch Abgründe lauern – oder «Geheimnisse der Seele», wie G. W. Pabsts als «psychoanalytisch» beworbener Film aus dem Jahre 1926 hiess. Um mit der Unheimlichkeit im eigenen Oberstübchen zurechtzukommen, bemühen sich die Menschen um die «Entdeckung des Selbst», also um Identitätsfindung, «Selbstprüfung», «Selbsthilfe» und «Selbstveränderung».

Emotionalisierung des Kapitalismus

Damit erhöhen sie ihre «emotionale Intelligenz», und die passt nun gerade gut zu einer ökonomischen Entwicklung, die – wie Illouz anhand von Management-Ratgebern aus verschiedenen

Epochen zeigt – durch eine «Emotionalisierung» des Kapitalismus geprägt ist. Weit mehr als Werte und Tugenden sind Wünsche und Bedürfnisse willkommen bei Psychologen und auch bei Marketingexperten; dass diese Bedürfnisse zum Wohle der Selbstverwirklichung kultiviert werden, kann der Kapitalismus nur begrüßen. Entsprechend verlangt die Wirtschaft von ihren Protagonisten Kommunikationsfähigkeit, Teamwork und Empathie bei der Menschenführung. Die «Intensivierung des Gefühlslebens», zu der «die Psychologen» die Menschen ermutigen, geht dann auch Hand in Hand damit, dass einerseits die Männer ihre sogenannte weibliche Seite entdecken, andererseits die Frauen ihre Empfindsamkeit als Stärke ausspielen und ihre Stellung in der Gesellschaft aufwerten.

Illouz hält nichts davon, die moderne Gesellschaft in verschiedene Systeme zu zerlegen, die ihrer je eigenen Logik folgen und miteinander unverträgliche Ziele setzen. Michael Walzers Vorschlag, verschiedene «Sphären» in der Gesellschaft zu unterscheiden, die in ihrer Eigenständigkeit zu schützen sind, passt ihr gar nicht ins Konzept. Sie sieht vielmehr eine innige Verbindung psychologischer und ökonomischer Modelle am Werk, die sie einmal als eine «mächtige Allianz», ein andermal als ein «hybrides kulturelles System» beschreibt. Die Chancen, die sich dabei ergeben und die zu Einsichten in überraschende Zusammenhänge zwischen weit voneinander entfernten Lebensbereichen – vom Bettgeflüster bis zur Marktschreierei – verhelfen, werden von Illouz weidlich genutzt. Die Risiken, die ihr Ansatz birgt, werden von ihr allerdings unterschätzt.

Da Illouz die Eigenständigkeit verschiedener kultureller und sozialer Prozesse geringschätzt, neigt sie dazu, alles in einen Topf zu werfen. So lässt sie «die Psychologen» gerne als anonyme Armada des emotionalen Kapitalismus auftreten. Dabei wird wohl kaum jemand leugnen, dass es ausgedehnte Kontroversen sowohl innerhalb der Psychologie wie auch um deren Verhältnis zur Ökonomie gibt. Da wüsste man doch gerne, welche Richtungen miteinander streiten und wer eventuell aus der Reihe tanzt. Doch Illouz stellt eine Kombination aus, bei der alles Ton in Ton gehalten ist. Damit entgeht ihr manches, was ihrem speziellen Szenario einer Fusion von Psychologie und Ökonomie in die Quere kommen könnte.

Ein Beispiel: Sie schildert, wie in der Wirtschaft Emotion und Kommunikation einbezogen und zur Gewinnsteigerung genutzt werden. Darüber sollte man nicht vergessen, dass gerade in den Wirtschaftswissenschaften eine Debatte im vollen Gange ist, in der dem homo oeconomicus der homo reciprocans entgegengestellt wird. Entsprechend geht es auch dem Primat des Eigeninteresses an den Kragen, den Illouz bei ihrer These von der Psychologisierung des «unternehmerischen Selbst» stillschweigend weiter unterstellt; sie erwähnt diese Debatte bedauerlicherweise mit keinem Wort.

Unschärfen

Oder noch ein Beispiel: Illouz zitiert eine Passage aus einem Management-Ratgeber, in der von der perfekten «Übereinstimmung» zwischen Manager und Mitarbeiter geschwärmt wird: Sie sollen «einander ihre Bewegungen spiegeln, sie bewegen sich in exakt demselben Moment oder lassen die Hand in exakt demselben Moment sinken». Dazu bemerkt Illouz, der Ausdruck «Spiegeln» sei «natürlich der psychoanalytischen Praxis entlehnt». Da vergleicht sie Äpfel mit Birnen, denn wenn Sigmund Freud erklärt, der «Arzt» solle dem Patienten als «Spiegelplatte» dienen, geht es gerade nicht darum, dass beide das Gleiche tun; vielmehr soll sich der Arzt zurücknehmen, um dem Patienten einen offenen Raum zur Selbstdarstellung zu verschaffen.

Nun spricht Illouz ganz geschickt nur davon, dass mit dem «Spiegeln» psychoanalytisches Vokabular «entlehnt» werde. Das drückt sie so vage aus, dass Abwandlungen aller Art vorkommen können. Am Ende meint dann eben jeder etwas anderes. Da Illouz solche Unschärfen in Kauf nimmt, verliert sich ihr Bild von der psychologisch-ökonomischen Synergie immer wieder im Ungefähren. «I'll teach you differences», «Ich will euch Unterschiede lehren» – vielleicht lässt sich Eva Illouz irgendwann doch noch herab, diesen Vorsatz aus Shakespeares «König Lear» zu beherzigen.

Eva Illouz: Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2009. 412 S., Fr. 45.30.

Und der Mensch trägt doch die Krone

9. Juni 2009, Neue Zürcher Zeitung

Gerhard Neuweilers Evolutionstheorie versucht den Ausbruch aus dem Modell des Zufalls

Horst Bredekamp

Bereits im Titel des Werkes liegt die Problematik. «Und wir sind es doch – die Krone der Evolution», mit dem der Fledermausforscher und Verhaltensbiologe Gerhard Neuweiler seine Theorie der Evolution überschrieben hat, spielt auf das «Und sie bewegt sich doch» an, mit dem Galilei der Legende gemäss trotz der Verurteilung durch die Inquisition den Planetenstatus der Erde behauptet hat. Mit diesem Anklang gibt Neuweiler zu verstehen, dass er auch seinerseits eine so einsame wie wahre Position zu vertreten beansprucht. Gegen jene weithin gültige Evolutionstheorie, die dem Menschen den Sonderstatus verweigert, formuliert Neuweiler ein alternatives Modell. Sein Titel ist so provokant, dass sein Werk unterhalb der Wahrnehmungsschwelle des Gros der Evolutionsbiologen bleiben dürfte.

Ästhetik als Urprinzip

Dies wäre umso bedauerlicher, als Charles Darwin im Jahr seines Doppeljubiläums gleichsam leergefeiert wird, so dass mit den immer neu bekräftigten Erfolgsgeschichten Skrupel und Widersprüche aus seinem epochalen Werk zu verschwinden drohen. Eine Auseinandersetzung, die Darwin ehrt, indem sie an dessen Problemfeldern ansetzt, bietet jedoch Neuweilers Buch. Es setzt am Kontrast zwischen der Überzeugung, dass der Zufall die Evolution steuert, und der Bewunderung für die höher entwickelten Fähigkeiten an, um vom Ursprung der Materie und des Lebens her eine Entwicklung zu beschreiben, an deren Ende der Mensch steht. Da Neuweiler in seiner Heraushebung des Homo sapiens von jedem theologischen Anklang absieht, um konzessionslos als Biologe zu argumentieren, geht sein Tabubruch umso tiefer.

Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist dieser Ansatz von besonderer Brisanz, weil der Autor die Ästhetik, die unter Biologen seit jüngerer Zeit vehement diskutiert wird, als ein Urprinzip der Evolution begreift. Neuweiler, der im letzten Jahr kurz nach Vollendung seines Buches gestorben ist, war kein gewöhnlicher Tierforscher. Einer der Koryphäen seines Faches, war er als Vorsitzender des Wissenschaftsrates und des Kuratoriums der Volkswagenstiftung auch ein äusserst inspirierter Repräsentant der Wissenschaft als Institution. Gemeinsam mit dem befreundeten Komponisten György Ligeti hat er vor zwei Jahren ein Buch zur «motorischen Intelligenz» vorge-

legt, das die Motorik der Finger als einen der entscheidenden Beiträge zur Entwicklung des Gehirnes begreift. Hierauf hat er nun eine Evolutionstheorie aufgebaut, die auch und gerade die Fähigkeit zur Kunst biologisch herzuleiten sucht, ohne deren Spezifik auszublenden: Kunst als ein kreatürliches Prinzip, das dem Menschen in singulärer Weise zur Verfügung steht.

Beginnend mit den vor etwa drei Milliarden Jahren entstandenen Einzellern, bestimmt Neuweiler mit der Information, der beschleunigten Selbstorganisation und der Kooperation die drei Grundkomponenten des Lebens. So verkoppelt er die immaterielle Information mit der Materie, um mit dieser Verbindung jede Steigerung der internen Komplexität eines Organismus als Zuwachs an Wert und Interesse definieren zu können. Dieser Einspruch gegen das darwinistische Fortschrittstabu verbindet sich mit einer Attacke auf einen evolutionsbiologischen Grundzug, das Grausame und Autistische der Natur als eines gigantischen Schlachthauses hervorzuheben, das Schöne und Altruistische aber unter Religions- und Romantikverdacht zu stellen.

Neuweilers Buch ist jedoch keine Predigt, sondern eine vorzüglich geschriebene, aus der jüngsten Forschung entwickelte Studie. Aus der erhöhten Komplexität des menschlichen Organismus sieht er eine Denk- und Aktionsfreiheit entstehen, die das Spiel zwischen Determiniertheit und Autonomie eröffnet. Für die Debatte um die Willensfreiheit hat er keinen Funken Sympathie. Er folgt vielmehr der Annahme Gerald Edelmans, dass dem Menschen allein ein Selbstbewusstsein zweiter Stufe eignet, das ihn zu sich selbst in Distanz treten lässt. Für Neuweiler liegt der Schlüssel zu dessen Verständnis in der Fähigkeit zu einer Motorik, die sich in der Mimik, im Sprechen und in der Geschicklichkeit der Hände, also in jenem Zusammenspiel von Sprachsymbolen und Artefakten äussert, das dem Gedächtnis immer neue Bedingungen vorgibt. Aus diesem Zusammenspiel entsteht die Möglichkeit, über die Befragung der Geschichte die Zukunft nicht allein geschehen zu lassen, sondern mit verantwortlichem Blick zu gestalten.

Neuweilers Evolutionstheorie betont den Fortschritt gegenüber der Kontingenz, die Freiheit des Willens gegenüber der bewusstlosen Determiniertheit, den Altruismus gegenüber dem Egoismus, die gedächtnisgesteuerte Konstruktion gegenüber der passiven Erduldung der Zeit und die technisch-künstlerische Zivilisation gegenüber der Naturverfallenheit. Der Mut ist spürbar, den es verlangt hat, ein Buch zu verfassen, das im Tabu, den Menschen als «Krone der Evolution» zu betrachten, ein unbegründetes Vorurteil erkennt. Unter diesem Vorzeichen wird Darwins Konzept der natürlichen Auslese in eine anthropozentrische Gestaltung der Lebenswelt umgepolt. Diese Wiederermächtigung des Menschen bedeutet für Neuweiler jedoch nicht dessen Verfrachtung in eine Puppenstube, sondern die Auferlegung einer schwerstmöglichen Bürde.

Aus dieser Verantwortung weht ein kälterer Wind als jener Schauer, der dem Menschen mit der Botschaft entgegenkam, er sei nur ein eigentümliches Tier. Nun ist er wieder allein mit seiner herausgehobenen Bestimmung. Indem er auf eine Weitergabe des Wissens und Lernens auch ohne die ursächliche Beteiligung der Genetik pocht, formuliert Neuweiler unausgesprochen eine Versöhnung mit Jean-Baptiste Lamarck, der zwei Generationen vor Darwin die Evolution als kollektiven Lernprozess in der Auseinandersetzung mit der Umwelt definierte.

Produktiver Widerspruch

Wie der Gesamtrahmen herausfordert, so erscheinen einzelne Details wie etwa die unterschiedlichen Definitionen der Sprache als problematisch; zunächst bestimmt Neuweiler sie als umfassende, lebensbedingende Information, dann aber als eingegrenzte Systematik von Lautäusse-

rungen. In diesem Problem liegt jedoch weniger eine Sach- denn eine Begriffsfrage, die an Neuweilers Neubestimmung der Evolution nicht rührt. Diese steht in Opposition zu Darwin, ohne dessen Lebensleistung zu schmälern. Neuweilers Kritik treibt einen produktiven Widerspruch heraus, der in Darwin selbst agiert hat. Obwohl er diesen Konflikt zugunsten der Höherentwicklung entscheidet, ist Gerhard Neuweiler dem bohrenden Denken Darwins zutiefst verpflichtet. Seine umfassend angelegte Evolutionsgeschichte sucht eine festgefügte Denkkapsel zu sprengen. Unabhängig davon, wie sich Neuweilers Modell bewähren wird, liegt hierin der vielleicht bedeutendste Beitrag zum Darwin-Jahr.

Gerhard Neuweiler: Und wir sind es doch – die Krone der Evolution. Wagenbach, Berlin 2009. 272 S., Fr. 43.70.

Links

Online-Informationsplattform rund um die Psychologie:

<http://www.psychologie-aktuell.com/news/aktuelle-news-psychologie.html>